

1. Tag

Auf dem Berg

Das Hermann-Ebbinghaus-Institut lag auf einer Anhöhe am Stadtrand. Einst war es eine Klinik für Kriegsheimkehrer, für Verrückte, Einsame und Gestrauchelte. Eine Klinik, in der das Unglück mit bloßen Händen zu greifen war. So stand es in den Zeitungen, die im Keller des Hauses lagerten. So erzählte es Wilhelm Bauer, der schon damals Hausmeister war und auch jetzt noch die Flure wischte.

Mit ausgebreiteten Armen wären die Leute in den Nächten durch das Haus geflogen. Beim Erzählen streckte Wilhelm Bauer jedes Mal seine Arme in die Luft und ruderte mit ihnen, als wollte auch er davonfliegen. Nur am Tage habe eine kühle Stille über dem Hügel gelegen, und manchmal wären Schreie zu hören gewesen bis weit in die Stadt hinunter.

Mit seinen großen Fenstern, die bis zum Boden reichten, und der breiten Treppe, die in eine Flügeltür aus dunklem Holz mit kunstvoll geschwungenem Schmiedeeisen mündete, sah das Haus aus wie der Sommersitz eines Adligen. Es gab keine Zufahrt, die Autos parkten weiter unten.

Die Fensterläden des Instituts waren meist geschlossen, obwohl die Sonne nur selten durch die hohen Bäume drang. Viele Buchen, ein paar Eichen und Tannen, und dazwischen standen dichte Sträucher.

Gleich hinter dem Haus begann der Wald. Er reichte bis zur nächsten Stadt, die einige Kilometer entfernt war. Im Wald lebten wieder Wölfe, seit einer Weile schon. Vor den Wölfen hatten die Menschen Angst, obwohl ihnen

noch keiner begegnet war. Nur ein gerissenes Lamm unweit der Stadt und eine Fährte um das Haus im vom Regen aufgeweichten Boden wiesen auf sie.

Als ich die Flügeltür aufschob, stand Wilhelm Bauer vor mir. Er wollte wissen, ob es heute losginge und stellte den Eimer ab. Ich nickte und sagte, dass er alles, was er hier sehen und hören würde, für sich zu behalten habe. Jawoll, brummte er und lief in den Waschraum. Die Neonröhren an den Decken warfen scharfes Licht, das Linoleum glänzte. Nur der Eingang zum Keller war unbeleuchtet, obwohl gerade hier Licht nötig gewesen wäre. *Wer vergisst, wird doof!*, war da mit breiten Buchstaben in die Wand geritzt. Neben alten Möbeln und technischen Geräten lagerten im Keller die Unterlagen aus über hundert Jahren Klinikalltag. Die verschlossenen Stahlschränke waren neu, an einem wachte eine Vogel-scheuche aus Holzstangen und Kleidungsstücken. Früher stand sie hinter dem Institut, in den einst von den Köchen angelegten Gemüse- und Kräuterbeeten, die inzwischen meterhoch von Farn und Besenginster überwuchert waren.

Damals kamen die Männer von der Front in die Heil- und Pflegeanstalt, und wer nicht mehr gehen konnte, wurde mit dem Wagen oder dem Pferd gebracht. Nach dem Krieg kümmerten sich Ärzte der Landesklinik um die Patienten. Inzwischen war das Institut daraus geworden, in dem einige Forscher nach einem Wirkstoff gegen Alzheimer suchten. Sie hielten sich in den Räumen des Erdgeschosses auf, die erste Etage war unbenutzt.

Dort oben stand in jedem Zimmer ein Bett, abgedeckt mit einer Folie, unter welcher die weißen Metallbeine

hervorschauten. An den Wänden waren noch immer die eisernen Halterungen für die Fixierriemen zu sehen. Als ich vor Jahren das erste Mal in diesen Räumen gewesen war, konnte ich noch die dunkelbraunen Flecken im Putz sehen. Getrocknetes Blut. Das Waschbecken war gleich neben der Tür angebracht, ohne einen Spiegel. Stattdessen Farbdrucke vom menschlichen Kopf. Der kahle Schädel. Nerven wie feinstes Nähgarn. Gehirnmasse wie Würste. Die Beschriftungen in lateinischer Sprache waren verblichen. Wollte man aus dem Fenster schauen, ging das nur zum Wald hin, die Fenster Richtung Stadt waren zugemauert.

Das Dachgeschoss durfte allein der Leiter des Instituts, Professor Julius Marx, betreten. Dort befanden sich seine Bibliothek, sein Mikroskop und mehrere Terrarien mit Mäusen.

Beim Vergessen zieht sich das Gehirn wie eine Ziehharmonika zusammen, hatte meine Großmutter immer gesagt und sich dabei mit der flachen Hand gegen den Kopf geschlagen. Sie wollte sich erinnern. An ihre Kinderjahre, an die satten Wiesen bei Danzig, an die Jahre mit meinem Großvater, bevor er eines Tages nicht mehr heimgekehrt war. Aber nichts wollte ihr mehr einfallen. Manchmal vergaß meine Großmutter sogar, was sie ein paar Minuten zuvor gesagt hatte, oder sie verlief sich auf dem Weg vom Bäcker zurück in ihre Wohnung. Am Ende vergaß sie sich selbst, das war um die Jahrtausendwende. „Meine Ziehharmonika spielt wieder“, hatte meine Großmutter gesagt, als wir sie mit einem selbstgebastelten Schild in der Karl-Marx-Allee fanden. *Nieder mit der*

Regierung stand auf dem Schild, meine Großmutter saß auf dem Gehweg. Manch ein Passant warf eine Münze in ihren schwarzen Rock, jemand sogar ein Käsebrot. Doch meine Großmutter schaute uns nur an und fragte, ob die Demonstration bereits begonnen habe.

„Welche Demonstration“, wollte ich wissen. Meine Eltern nahmen meine Großmutter schweigend unter die Arme und stellten sie auf ihre kranken Beine. Und während mein Vater ihren Rock glättete, sammelte meine Mutter die Münzen auf und warf das Brot in den Müll. An diesem Tag war meine Großmutter überzeugt, eine Widerstandskämpferin zu sein und die Verlobte von Bertolt Brecht. Und während sie auf dem Bürgersteig saß, hatte sie auf den großen Dichter gewartet. Und auf die Panzer. Es war nicht leicht, meine Großmutter gegen ihren Willen zu unserem Auto zu führen. „Sie kommen, sie kommen“, rief sie immer wieder und fasste sich dabei an die Brust. Während der Fahrt nach Hause sah ich meine Großmutter neben mir auf der Rückbank weinen und sich mit beiden Händen den Kopf festhalten.

Erst zu Hause fiel uns auf, dass wir das Schild vergessen hatten. Als ich am nächsten Tag noch einmal vorbeifuhr, lag es auf der Straße: nass und schmutzig und ohne Schrift. Der nächtliche Regen musste sie in den Gully gespült haben.

Das Kind, das ich damals war, dachte nicht weiter über das leere Schild und über die Ziehharmonika im Kopf meiner Großmutter nach. Doch jetzt fragte ich mich: Wird mit jedem Zusammendrücken das Erinnernte im Kopf kleiner und mit dem Aufziehen Platz für Neues gemacht? Werden die Erinnerungen zu immer kleineren

Paketen gepresst? Entweichen sie vielleicht beim Sprechen, beim Schnauben aus der Nase? Oder fließen sie gleichmäßig aus beiden Ohren, die immer offenstehen? Vielleicht spielt die Ziehharmonika nur eine feine Melodie in unserem Kopf, eine Hintergrundmelodie, die nie endet? Ich wusste es nicht. Eigentlich wusste ich gar nichts. Alle Forschungen wiesen lediglich nach, dass das langsame Vergessen nicht aufzuhalten war. Gewiss, ein paar Dinge konnten helfen. Galantamin aus dem Schneeglöckchen, Kokosöl und Bewegung. Viel Schlaf? Auch das, ja. Und lieben! Ich hatte es bei einer Maus entdeckt, zufällig, nachdem ich ein Männchen versehentlich zu den Weibchen in den Käfig gesperrt hatte. Am nächsten Morgen lagen alle Tiere ruhig im Heu. Von der Wirkung der Substanz, die sie von Professor Marx in den Tagen zuvor bekommen hatten und die sie so rastlos durch den Käfig jagte, bis sie nicht einmal mehr den Weg ins Nest fanden, war nichts mehr zu bemerken. Danach verkündete Professor Marx auf jedem Kongress: Liebe macht klug. Er nannte dabei meinen Namen und beförderte mich schließlich zum stellvertretenden Leiter des Instituts. Deshalb durfte ich nun die neue Studie leiten.

Gezieltes Vergessen? Als Professor Marx mir vor ein paar Monaten von seiner Idee erzählte, hatte ich ihn fragend angesehen. Ging das überhaupt, das gezielte Vergessen eines Dinges, einer Person, eines Ereignisses? Das Vergessen eines Moments? Wie lang durfte dieser sein? Und wer entschied, was vergessen werden sollte?

Ich öffnete die Fenster in meinem Büro, schob die Läden zur Seite. Das Sonnenlicht fiel auf die Wand und den

Schreibtisch, auf dem sechs Akten lagen. Sechs Geschichten zum Vergessen. Was hätte meine Großmutter gesagt? Gewiss hätte sie das nicht verstanden. Ein Leben ohne Erinnerungen wäre kein Leben für sie gewesen. Warum hilfst du nicht denen, die sich erinnern *wollen*, hätte sie mich wahrscheinlich gefragt und sich immer wieder die alten Fotos angeschaut.

Zuerst wollten wir die Kapsel jeden Morgen mit einem Kurier zu den Probanden schicken.

„Aber was passiert, wenn jemand das Medikament weiterreicht?“, gab Professor Marx dann zu bedenken.

„Oder wenn jemand es gar nicht schluckt?“, fragte ich. Also entschieden wir uns dafür, dass die Kapsel in meinem Büro eingenommen wird, jeden Tag zur gleichen Stunde. Davor musste sich jeder seine Geschichte noch einmal anhören, die wir vor ein paar Wochen auf Tonband aufgezeichnet hatten.

„Das verstehe ich nicht“, sagte Eva zu mir. „Ist es nicht besser, das Medikament so schnell wie möglich zu schlucken, damit der Schmerz nicht noch tiefer wird?“

„Aber es ist doch ganz einfach. Der Schmerz muss am tiefsten sein, bevor das Medikament richtig wirken kann.“ Eva rollte mit den Augen und ging dann in ein anderes Zimmer. An dieses Weggehen und an ihre rollenden Augen dachte ich jetzt und fragte mich, was ich den Professor auch schon einmal gefragt hatte: Geht es auch anders? Nein! Der Professor war sich sicher. Wir führen die Probanden zurück ins Erlebte, an jenen Moment, den sie vergessen wollen. Deshalb müssen wir ihn uns immer und immer wieder vor Augen halten. Wir müssen den

Moment im Arm halten und lieblosen, wir müssen ihn treten und beißen, so lange, bis er uns vertraut ist. Dann erst können wir ihn löschen.

Und wenn wir *den* Moment nicht finden?

Das darf nicht passieren!

Es war nicht nur dieser Moment, der mir Sorgen bereitete. Ich wusste auch nicht, wie die Probanden auf ihre Geschichten reagieren würden. Ich musste auf das Hüpfen des Kehlkopfes achten, auf den Atem ...

Die Uhr zeigte schon neun.

Ulla

Als Ulla kam, trug sie ein blaues Kleid aus dünnem Stoff, es reichte ihr bis zum Knie. Die breiten Unterschenkel passten nicht zum Rest des Körpers, der eher schmal war. Als wäre das, was sie in ihrem Leben gegessen und getrunken hatte, in ihre Beine geflossen. Auch ihre Füße mussten kräftig sein, sie steckten nämlich in breiten schwarzen Ledertiefeln, obwohl es Anfang August war und große Hitze über der Stadt lag.

Schon im Flur hörte ich ihren Gesang. *Und wenn der Morgen untergeht, sing ich unsere Lieder.* Als sie die Tür öffnete, sang sie immer noch. *Gefesselt liegt die Stille überm Wald und weint.*

Bei Ulla Freudenreich wusste ich sofort, dass ich sie dabei haben wollte. Als Kind verpasste unsere Familie keinen ihrer Auftritte im Fernsehen. Jeden Sonnabend saßen wir auf dem mit einer braunen Häkeldecke über-

worfenen Sofa meiner Großeltern, vor uns der Fernseher und neben uns der kleine Tisch mit allen Getränken: Medizin für meinen lungenkranken Großvater, Kräuterkör für meine Großmutter, ungarischen Wein für die Eltern und für mich warmen Kakao. Wenn wir sie hörten – sie sang so wunderschön von Liebe –, kamen meiner Mutter die Tränen. Mein Vater hingegen gähnte, und wenn er nicht in den Keller ging, um alte Ziegel von einer Seite auf die andere zu stapeln, dann pulte er mit der Spitze eines Messers den Schmutz unter seinen Nägeln heraus, bis das Sofa von kleinen schwarzen Krümeln übersät war.

Wir setzten uns an den Tisch mit den drei Sesseln, das Tonbandgerät war bereit, die Jalousien weit geöffnet. Als Ulla aufhörte zu singen, veränderte sich ihr Gesicht. Mit ernstem Blick schaute sie an mir vorbei aus dem Fenster, sie musste den Himmel sehen und die Tannen und den hölzernen Pfosten mit den Schildern, von denen eines den Weg hinab zur Bushaltestelle wies und das andere jenen zur Waldschenke.

„Sind Sie sicher, dass Sie an der Studie zur Erforschung des gezielten Vergessens teilnehmen wollen?“

„Wir waren beim Du, Jungchen!“

„Also, bist du sicher, dass...“

Da lachte Ulla. Ja, sie war sich sicher. Und ja, sie liebte es, vom Morgen zu singen und Jungchen zu allen Männern zu sagen, die jünger waren als sie. Was, ich wäre schon 42? Da sähe selbst der Bundespräsident frischer aus.

Und wenn der Morgen untergeht. Wenn Ulla sang, hörte es sich an, als sitze der Schmerz eines ganzen Landes in

ihrer Kehle, wie das ganze Essen und Trinken in ihren Beinen zu sitzen schien.

Ihr Gesicht war oval, die Haut glatt und überschminkt, die roten Haare schulterlang. Mit ihren roten Haaren sah sie aus wie ein Leuchtfeuer auf hoher See.

Wir saßen uns gegenüber, und ich konnte ihre lilafarbenen Augen sehen. Kontaktlinsen, kein Zweifel. Die Lider waren in verschiedenen Blautönen angemalt, der breite Mund glänzte rot. Über allem lag ein silberner Schein. Glitzerstaub.

Als Ulla ihr Kleid vor mir auffächerte, sah ich kurz ihre nackten Oberschenkel. Ich dachte an die Schallplatte, die neben denen von Mireille Mathieu und Nana Mouskouri bei meinen Eltern jahrzehntelang im Regal gestanden hatte. *Die neue Zeit* von Ulla Freudenreich, und ich fand, ihre Schenkel sahen noch aus wie damals.

Ulla zeigte auf das Tonbandgerät. „Müssen wir uns wirklich alles noch einmal anhören?“

„Ja.“

„Können wir nicht ein bisschen vorspulen?“

„Nein“, sagte ich. „Aber keine Sorge, es ist gar nicht so lang, keine zwanzig Minuten.“

„Fantastisch! Um elf muss ich im Studio sein. Der Produzent erschießt mich, wenn ich zu spät komme.“

Ich stellte mir vor, wie der Produzent zuerst auf Ullas schlanken Körper und dann auf ihre kräftigen Beine zielte, und schaltete das Tonband ein.

„Warum bist du hier?“

„Weil ich die alten Lieder vergessen will.“

„Was ist mit den alten Liedern?“

„Sie gefallen mir nicht mehr.“

„Aber die alten Lieder haben dich berühmt gemacht.“

„Mag sein, Jungchen. Die erste Platte war die beste, das sagen alle. Was danach kam, war gut, aber nicht mehr perfekt. *Ach, du, mein Herz, es sticht so tief, die neue Zeit muss warten.*“

„Seit vier Jahrzehnten stehst du auf der Bühne, hast elf Alben herausgebracht und möchtest jetzt die alten Lieder vergessen? Deine Fans werden enttäuscht sein.“

„Daran darf ich nicht denken. Es geht um mich. Ich bin unglücklich, seit Jahren. Ich kann nicht mehr schlafen. Meine Beine zittern, meine Stimme zittert, alles an mir zittert. Sobald ich eine Bühne betrete, bekomme ich Panik. Und Schweißausbrüche. Und Herzrasen. Ich kann auf keiner Bühne mehr stehen. Ich bin keine Sängerin mehr. Ich bin niemand mehr.“

„Was ist passiert?“

„Ich kann die alten Lieder nicht mehr singen. Ich glaube nicht mehr an die alten Lieder. Das ist passiert.“

„Seit wann ist das so?“

„Seit zwei Jahren. Seit zwei Jahren habe ich keine Bühne mehr betreten.“

„Was ist geschehen?“

„Ich stand vor den Leuten und konnte nicht mehr singen. Keinen Ton habe ich rausgekriegt. Es war das Schlimmste, was ich je erlebt habe.“

„Du standst also auf der Bühne und konntest nicht mehr singen?“

„Ja.“

„Wie hat sich das angefühlt? Kannst du den Moment genau beschreiben?“

„Natürlich, sowas vergisst man nicht. Zuerst war mir kalt und dann heiß. Es war wie Sterben. Wie Ertrinken.“ Ulla wurde leiser. „Der Saal war voll, tausend, vielleicht zweitausend Leute. Es war Weihnachten, das übliche Programm. Viel Glitzer, und Sehnsüchte. Ich war als Letzte dran, die Überraschung sozusagen. Das Publikum grölte, als ich den Vorhang zur Seite schob. Zuerst dachte ich, es liege am Scheinwerfer, der mich geblendet hat. Doch dann merkte ich, dass es an mir lag. Alles drehte sich, der Gitarrist, die Lichter, die Köpfe der Zuschauer. Ich begann zu stottern. Die Worte, die Töne, nichts stimmte. Irgendwann ist nichts mehr aus meinem Mund herausgekommen. Ich stand auf der Bühne und war stumm. Furchtbar.“

„Deshalb bist du hier?“

„Ja, ich möchte die alten Lieder vergessen. Ich möchte neue Lieder singen. Ohne neue Lieder kann ich nicht mehr auf der Bühne stehen.“

„Ich verstehe.“

„Weißt du, Jungchen, ich habe genug von den alten Liedern. Mein ganzes Leben lang habe ich gesungen, von Liebe, von Schmerz, von Sehnsucht. Oller Hafenkäse ist das. Weißt du, Liebe ist dumm. Sehnsucht ist einfältig. Was soll ich in meinem Alter noch damit? Was sollen wir alle damit?“

„Ich glaube noch an die Liebe.“

„*Wer diese Welt betritt, sieht Schönes rundherum.* Siehst du, Jungchen, immer fällt mir dasselbe ein. Liebe und Schmerz. Nichts anderes kommt mir in den Sinn. Aber die Leute haben genug. Auch mein Agent hat genug. Er sagt, dass ich mir was anderes ausdenken soll. Verrückte

Börsentypen, brennende Heime, Zusammenbruch der EU. Mit neuen Liedern, hat er gesagt, kann ich es wieder an die Spitze schaffen.“

„Aber ich finde die alten Lieder sehr schön.“

„Das sind alles Banalitäten.“

„Ich finde die Liebe keineswegs banal.“

„Ach, Jungchen, du musst dir keine Mühe geben. Ich brauche einen leeren Kopf. Erst wenn mein Kopf leer ist, kann ich mir neue Lieder ausdenken.“

„Du möchtest also wirklich die alten Lieder vergessen? Jeden Refrain, jede Strophe, jeden Ton?“

„Ja.“

„Du möchtest die alten Lieder vergessen, in denen du von Liebe und von Sehnsucht und von Schmerz gesungen hast und mit denen du bei Millionen Menschen bekannt und beliebt bist?“

„Ja.“

„Dann möchtest du folglich auch die Liebe vergessen und die Sehnsucht und den Schmerz?“

„Wenn es sein muss, ja.“

„Wie oft hast du geliebt?“

„Sieben Mal“, sagte Ulla.

„Und wie oft hast du geweint?“

„Sieben Mal.“

„Nicht öfter, auch in deiner Kindheit nicht?“

„Ich habe nicht viele Erinnerungen. Als ich fünf war, haben mich meine Eltern ins Heim gebracht, es war ein Freitag, und als ich das Haus betrat, habe ich meine Eltern vergessen.

Ich wusste nicht mehr, wie meine Mutter aussah, auch nicht, ob mein Vater einen Bart trug oder nicht. Ich weiß

nur, dass ich jeden Freitag in den Garten gelaufen bin, um am großen Tor auf eine Frau und auf einen Mann zu warten, von denen ich nicht mehr wusste, wie sie aussahen. Bei jedem Wetter stand ich am Tor, mal mit Eis in den Haaren, mal mit Blüten, und immer ist eine Erzieherin gekommen und nahm mich an die Hand und führte mich ins Haus zurück, mit leichtem Druck und ohne zu schimpfen.

Das Heim lag mitten im Wald, und wenn ich an meine Kindheit denke, sehe ich immer nur Buchen und Eichen und Platanen. Es war, als hätte meine ganze Kindheit aus Holz und Laub und Warten am Tor bestanden.

Die anderen Kinder hatten wenigstens ein Foto von ihren Eltern, das sie sich unter das Kopfkissen legten. Auch sie hofften, irgendwann würde ein Wagen vor der Tür halten, und ein Mann und eine Frau, die sie sofort erkennen würden, würden aussteigen, um sie zu holen. Doch es ist nie passiert.

Einmal nahm mich eine Erzieherin bei einem Ausflug am Arm: Siehst du den Mann, der dort auf der Straße kniet und Pflastersteine in den Sand hämmert? Das ist dein Vater. Doch ich bin einfach weitergegangen. Ich bin an dem Mann, der mein Vater sein sollte, vorbeigegangen, und habe aufgepasst, nicht auf die lockeren Steine zu treten. Noch heute passiert es mir, dass ich mich beim Anblick von Straßenarbeitern frage, ob mein Vater darunter ist, auch wenn mein Vater viel älter ist und vielleicht nicht mehr am Leben.

Mutter und Vater waren meine erste und meine zweite Liebe. Von meiner dritten Liebe habe ich ganz viele Fotos gemacht. Und damit ich sie nicht so schnell vergaß,

habe ich mir Salvators Kopf auf meinen Hintern tätowieren lassen. Auf die linke Backe, sogar in Farbe. *Die Zeit ist ein Vogel, den du nicht fangen kannst.* Salvator war ein Torero, und er starb bei einem Kampf. Das war vor dreißig Jahren, und noch immer, wenn ich an Spanien denke, muss ich weinen.

Salvator war der erste Mann, bei dem ich nicht satt geworden bin. Ich konnte mich nicht sattsehen an ihm und an seinen braunen Augen. Ich konnte mich seiner Worte nicht satthören. Und wäre er nicht von einem Stier getötet worden – es war ein noch junger Bulle, der ihm mit einem einzigen Stoß die Brust durchbohrte –, dann wäre ich vielleicht doch noch satt geworden und hätte keine traurigen Lieder schreiben müssen.

Von meiner vierten Liebe spreche ich ungern, sie hat mich verlassen, für eine Tänzerin, sie war erst 16. *Alle Flüsse fließen ins Meer, doch das Meer, mein Liebster, wird nicht voller.*

Meine fünfte Liebe war wunderbar. Wir haben uns auf der Berliner Mauer kennengelernt. Drei Nächte haben wir getanzt, dann bin ich zu ihm gezogen. Wir wollten ein Kind. Eine Familie sein. Doch meine sechste und siebte Liebe haben mir das Herz gebrochen. *Und wenn der Morgen untergeht.*

Ich weiß nicht, wie oft ich versucht habe, über meine beiden Mädchen zu singen. Lied für Lied. Doch der Schmerz nahm nicht ab. Es war, als würde mit jeder Zeile alles nur schlimmer. Als sähe ich mit jeder Melodie wieder, wie mein Bauch plötzlich hart wurde. Hart und ohne Leben. Wie ich das tote Fleisch nur noch aus mir heraushaben wollte. Zwei Mädchen mit dichtem, schwarzem Haar.

Mein Agent sagt, ich soll von etwas anderem singen. Von guten Dingen. Die würden mich weniger angehen. Ich würde weniger leiden, und alles wäre besser.

Findest du nicht auch, Jungchen, dass die Leute genug haben von traurigen Dingen? Liebeskummer und Sehnsucht und ewiger Schmerz, das will doch keiner mehr hören. Jetzt ist Schluss mit diesem Jammertal.“

„Es kann sein, dass du mit dem neuen Medikament deine Lieben vergessen wirst. Nimmst du das in Kauf?“

„Ja.“

„Es ist auch möglich, dass du all die Sehnsüchte deines Lebens vergessen wirst. Willst du das?“

„Wenn es sein muss, ja.“

„Und es kann sein, dass du den Schmerz deines ganzen Lebens vergessen wirst und nichts mehr hast, was dich vor ähnlichen Erfahrungen schützt.“

„Auch das will ich. Sag, Jungchen, was gibt es Wunderbareres, als den alten Schmerz zu vergessen? Die alten Lieder haben ausgedient. Wir brauchen neue Lieder. Und wenn ich dafür eine neue Geschichte bekomme! Manchmal muss man sich verändern, um weiterzuleben.“

Das Tonband war zu Ende. Ich ging zum Schreibtisch und nahm die erste Packung aus der Schublade. Während ich eine Kapsel herausdrückte, stellte ich mir Eva vor, wie sie neben Ulla auf der Bühne stand und in ein Mikrofon brüllte, dass jeder Mensch und jedes Tier ein Recht auf Vergessen haben.

Mit der Kapsel in meiner Hand schaute ich Ulla an und sagte, dass es eine von der Regierung unterstützte Studie wäre. Dass es zu Komplikationen kommen könnte, zu

nicht vorhersehbaren Nebenwirkungen. Ob man danach noch singen, tanzen, Lieder schreiben konnte, ließe sich noch nicht sagen.

„Bist du dir wirklich sicher, dass du einen Teil deiner Erinnerungen vergessen möchtest?“

Ich musste diese Frage stellen. An genau dieser Stelle, nach der Geschichte und vor der Einnahme der Kapsel. Damit sichern wir uns ein letztes Mal ab, hatte Professor Marx gesagt.

„Gewiss, gewiss, wann geht's endlich los?“

Bei diesen Worten wirkte sie irgendwie anders. Obwohl sie heute bei ihrer Ankunft die alten Lieder sang und das blaue Kleid trug und die schwarzen Stiefel. Der untergehende Morgen, ja.

Als Ulla mich fragte, ob es etwas Wunderbareres gäbe, als den alten Schmerz zu vergessen, antwortete ich nicht. Wahrscheinlich erwartete sie auch keine Antwort. Was hätte ich ihr auch sagen können? Etwa, dass ich gern vergessen würde, wie meine Großeltern gestorben sind, mein Vater, mein Bruder, meine beiden Hunde? Oder vielmehr: Ich möchte *nicht* vergessen, wie meine Großeltern gestorben sind, mein Vater, mein Bruder, meine beiden Hunde? Hätte ich sagen sollen: Ich möchte mich nicht mehr an meine erste Freundin erinnern, Katharina, obwohl sie die schönsten Augen und die spitzesten Brüste hatte? Dass sie eines Tages nicht mehr gekommen war, weil sie einen anderen liebte? Dass mir Erinnern lästig war, schmerzhaft, einerlei? War es denn nicht wichtig, dass ich mich an alles erinnerte? Gehört das Erinnern nicht wie die Nase ins Gesicht und der Stein zum Berg?

Ulla schaute auf meine Hand und wiegte ihren Kopf hin und her. Sie sah aus wie jemand, der eine feine Melodie hörte und nicht gestört werden wollte. Ich drückte die rote Kapsel heraus und reichte sie ihr. Und dachte an meine Kindheit, an meine Mutter, die ohne Ullas gewohnte Auftritte vielleicht nicht mehr weinen kann auf ihrem Sofa mit der braunen Decke.

Wie ein Schmuckstück hielt Ulla die Kapsel in ihrer Hand, ließ sie vorsichtig von der einen in die andere rollen. Sie wiegte das neue Glück. Sie sang in ihre Hände. *Die neue Zeit wird kommen, und du mein Schatz kommst auch zurück.* Dann schluckte sie sie, griff sich an den Hals und streichelte ihn.

Wann würde sie anfangen zu wirken, wollte Ulla wissen, und ich sagte ihr, was der Professor gesagt hatte: Frühestens nach zwei Tagen könne man mit den ersten Veränderungen rechnen.

„Also kann ich übermorgen neue Lieder schreiben?“

„Du kannst es probieren, ja.“

„Das ist fantastisch!“ Ulla fasste sich an die Augen, schob die Fingerspitzen über die Lider, als wollte sie das Lila gerade schieben, als könnte ihr diese Geste helfen, etwas anderes zu singen. Im Gehen strich sie ihr Kleid glatt und stimmte wieder ein Lied an. Ihr ältestes. Meine Großmutter hatte dazu ihre Pantoffeln ausgezogen und ihre Röcke gehoben, bis man unter dem vielen Stoff die angeschwollenen Beine sah. Dann tanzte sie mit ihren kranken Beinen auf dem Teppich, vor dem Fernseher und vor meinem Großvater, bis meine Eltern und ich lachten und mein Großvater hektisch mit den Händen bedeutete: Fort mit dir, Weib, ich kann das nicht sehen!

Ach, du, mein Herz, es sticht so tief, vielleicht ist es der frühe Tag. Ulla sang viel zu laut. Auf einmal unterbrach sie sich, fasste sich wieder an den Kopf, als wollte sie ihn ein letztes Mal geraderücken. Als wäre der schiefe Kopf schuld, dass ihr keine neuen Lieder einfallen wollten. Es war kurz vor zehn, als sie ging. Bis auf ihre festen Stiefeltritte und das Rumpeln des Hausmeisters in der Etage war nichts zu hören.

Und dann kam Anton Kreißler. Er trug seine blaugrau gestreifte Mütze und verbeugte sich. In seinen Händen hielt er, anders als bei unserem ersten Treffen, keine Kiste mit Fotos, sondern eine weiße Maus. Ich konnte ihre Schnauze sehen, die sie zwischen Antons zitternde Finger steckte.

„Kommen Sie“, sagte ich und schloss die Tür hinter ihm.

Anton

„Am 16. Februar 1944 bin ich angekommen. Ja, an diesem Tag muss ich ins Lager gekommen sein. Es war Winter und sehr kalt. Viele sind im Zug erfroren. Als die Türen aufgemacht wurden, sind die Toten herausgefallen, ja, es hat gepoltert an der Rampe, als würde Brennholz ausgeladen.“

Ich kam nach Block 16, zu zehnt lagen wir auf einer Pritsche. Ich konnte nicht schlafen, weil in der Nacht weitere Transporte gekommen sind. Ich habe an mein Dorf gedacht, das im Winter grau war wie vertrocknetes Land, im Frühling aber ein weißes Meer. In meinem Dorf gab es tausende Kirschbäume mit hohen Kronen,

unter denen man spazieren konnte wie im Paradies. Es gab niemanden, der in unserem Dorf im Frühling nicht von Bienen gestochen wurde.

Als ich dalag zwischen anderen Männern und nicht schlafen konnte, dachte ich an meine Eltern, an meine Großeltern und an meine beiden Schwestern, die mit mir deportiert wurden. Keinen von ihnen habe ich wieder-gesehen. Auch mein weißes Dorf nicht.

Irgendwann in jener Nacht hat jemand meinen Kopf gestreichelt, vielleicht war es der lange Ukrainer, der später in den Draht gegangen ist, oder der dicke Rumäne, der als Erster verhungert ist. Er hat gesagt, ich brauche nicht verrückt zu werden, es gehe hier alles ganz schnell.

Und dann habe ich darauf gewartet, dass es schnell gehen würde. Jeden Morgen habe ich erwartet, dass sie mich beim Appell erschießen oder dass ich tagsüber vor Hunger zusammenbrechen würde. Oder in der Nacht erfrieren würde. Einen Teller Suppe, zwei Stück Brot. Manchmal stellte ich mir vor, dass ich meinen Magen ausspuckte, Stück für Stück, und ihn dann wieder zu mir nahm, Stück für Stück, und so für eine Stunde keinen Hunger mehr hatte.

Wir durften nicht miteinander sprechen, das war am Schlimmsten. Wenn jemand dennoch sprach, wurde er niedergeknüppelt. Man wollte sich austauschen, wollte wissen, wie es dem anderen ging, was er wusste, ob er dieselbe Angst hatte wie man selbst.

Einmal hat jemand während der Arbeit so vor sich hingegesprochen, ein paar Sätze nur, vielleicht den Anfang eines Gedichtes oder ein Gebet, leise, ich habe es nicht genau verstanden. Ich habe nur verstanden, dass der Gefangene

polnisch sprach. Er hat niemanden angesprochen oder gefragt, nur seinen Mund aufgemacht und ein paar Silben geformt. Da haben sie ihn erschossen.

Und er war nicht der Einzige. Ich habe einen Berg Leichen gesehen hinter der Krankenbaracke. Die Kanalisation war mit Blut verstopft. Überall Leichen, und dazwischen jede Menge Ratten. Dazu Lehm und Morast, es stank nach verfaultem Fleisch. Das krieg ich einfach nicht aus meinem Kopf.

Auch die Töpfe mit Menschenfleisch krieg ich nicht aus meinem Kopf. Es waren riesige Steintöpfe, und ich habe gesehen, wie jemand von dieser Menschenbouillon getrunken hat. Habe gehört, dass jemand ein Stück Schenkel gebraten hat.

Ich habe gesehen, wie ein kleines Mädchen im Lehm stand. Im roten Kleid auf ihren dünnen Beinen. Das Mädchen stand da, die Haare zu zwei Zöpfen geflochten, ohne Mütze, es war keine zehn Jahre alt. Es schaute mich an, die Hände neben dem Körper, als wartete es darauf, dass jemand käme und es mitnähme.

Auf einmal hat sich das Mädchen gebückt und mit den Ärmeln seines Kleids die schmutzigen Schuhe geputzt. Irgendwann ist ein Wachmann gekommen und hat das Mädchen an die Hand genommen. Wie ein Vater hat er es genommen und zur schwarzen Wand geführt, wo es sich noch einmal umgedreht hat. Es muss etwas gefragt haben, ich habe gesehen, wie sich sein Mund bewegt hat. Der Soldat hat dem Mädchen mit einer Handbewegung bedeutet, dass es sich wieder umdrehen soll, und dann hat er es erschossen.“

„Einfach so?“

„Einfach so. Sehen Sie diese gestreifte Kleidung? Die haben wir getragen. Die mussten wir immer tragen. Doch am 21. April hat jemand meine Mütze gestohlen.“

„Jemand hat Ihre Mütze gestohlen?“

„Ja, jemand hat meine Mütze gestohlen. Und dann habe ich jemand anderem seine Mütze gestohlen.“

„Was war an dieser Mütze so wichtig?“

„Wer ohne Kleidung zum Appell ging, wurde bestraft.“

„Erzählen Sie!“

„An jenem Tag war mein Geburtstag. Ich wollte den Tag feiern, weil ich dachte, es wäre mein letzter Geburtstag. Wie gern hätte ich diesen Tag gefeiert mit den anderen aus meinem Block und mit einem Teller Suppe extra. Ich hätte von den Kirschbäumen in meiner Heimat erzählt. Doch ich habe es nicht gewagt. Ich habe mich nicht getraut, den anderen von meinem Geburtstag zu erzählen und von meiner Heimat.“

„Warum nicht?“

„Mitten im Tod wollte ich das Leben nicht feiern.“

„Ich verstehe.“

„Wir haben den ganzen Tag gearbeitet. Als wir nach zehn Stunden zurückkamen, bin ich zum kranken Josef gelaufen. Er war so schwach, dass er nicht mehr aufstehen konnte. Also habe ich ihm ein Stück von meinem Brot in den Mund gesteckt. Er hat seine aufgeplatzten Lippen um das Brot gelegt und es zu kauen versucht. Doch es ging nicht. Da bin ich nach draußen, um Wasser zu holen. Als ich mit meinen Händen ein bisschen Regen geschöpft habe, muss meine Mütze verschwunden sein. Den ganzen Block habe ich abgesucht, doch nirgends konnte ich sie finden. Als ich dann auf dem

Stroh lag und einschlafen wollte, konnte ich nicht. Ich war so ohne Trost. Niemand hat mir über den Kopf gestreichelt wie in der ersten Nacht. Nur die Ratten krochen über mich hinweg wie in einer großen Speisekammer.

Der Gedanke an meine Mütze ließ mich die ganze Nacht nicht schlafen. Irgendwann bin ich aufgestanden und über den kranken Josef gestiegen. Wieder habe ich weder meine Mütze noch irgendeine gefunden. Alle mussten ihre Mütze versteckt haben: in den Händen, zwischen den Beinen, unter dem Rücken.

Dann habe ich einen Mann gesehen, zusammengekrümmt auf dem Boden liegend, mehr Knochen als Haut, mehr tot als lebendig. Der Mann schien älter als ich, vielleicht um ein paar Jahre, vielleicht war die Zeit auch nur schneller in sein Gesicht gekommen. Ich kannte ihn nicht, wusste nicht, ob er Vater war oder nur Sohn. Ich wusste nicht einmal, ob er noch lebte. Und weil ich nichts wusste von ihm, habe ich ihm die Mütze genommen, die neben seinem Kopf lag, einfach so.

Vielleicht haben sich seine Hände im Schlaf gelockert, und die Mütze ist herausgefallen. Vielleicht trug er sie zum Schlafen, weil der Boden kalt und auf den Pritschen kein Platz war oder es ihm zu eng geworden war. Im Schlaf konnte sie ihm vom Kopf gerutscht sein, wer weiß das schon. Vielleicht war er bereits tot, und die anderen haben den Toten von der Pritsche geschoben, und nun hatte ich ihn gefunden. War es nicht richtig, die Mütze an mich zu nehmen, bevor es ein anderer tat und sie vielleicht gar nicht brauchte?

Der Appell am nächsten Morgen dauerte lange. Sie-

ben Stunden. Weil die Zahl nicht stimmte. Einer fehlte. Wir wurden gezählt, immer wieder. Es gab noch einmal Schnee, obwohl schon April war. Und dann wurde einer von uns herausgeholt und erschossen. Der Mann ohne Mütze. Ich konnte ja nicht wissen, dass sie den gleich erschießen würden.“

„Der, dem Sie die Mütze gestohlen haben, wurde erschossen?“

„Ja, der. Manchmal stelle ich mir vor, was gewesen wäre, hätte ich die Mütze nicht gefunden. Sie hätten natürlich mich erschossen. Er konnte nichts dafür, dass seine Mütze weg war. So wie ich nichts dafür konnte, dass meine Mütze fehlte.“

„Und jetzt sind Sie hier, um die Sache mit der Mütze zu vergessen?“

„Ja.“

„Ist das alles?“

„Ja, das ist alles.“

„Und das andere, möchten Sie auch das andere vergessen? Möchten Sie das weiße Dorf vergessen mit den Bäumen und Bienen? Wollen Sie das kleine Mädchen im roten Kleid vergessen, die Ratten, den Hunger und die Toten überall?“

„Nein, das möchte ich nicht vergessen.“

Seine Geschichte war zu Ende, doch das Tonband lief noch weiter. Es waren keine Worte mehr zu hören, nur ein Rauschen des Bandes und dann ein lauter werdendes Trommeln. Seine Beine zitterten und schlugen rhythmisch am Boden auf, fast anklagend. Bald hörte man nichts anderes mehr.

Ich hatte das Geräusch auf dem Band belassen, denn es war immer dasselbe: Anton hörte auf zu sprechen, und in dem Moment begann das Zittern.

Auch jetzt in meinem Büro zitterten seine Beine. Wir saßen uns gegenüber, und Antons Beine schlugen auf den Boden. Doppeltes Trommeln.

Auf einmal sah und hörte ich auch Antons Vergangenheit vor mir, als wäre es meine eigene. Ich hörte den Schuss. Sah den Soldaten. Das Mädchen an seiner Hand. Was hat es zu dem Soldaten gesagt?

Ich sah den kranken Josef, den Unbekannten mit seiner Mütze.

„Alles ist in meinem Kopf drin“, sagte Anton, und ich war froh, dass er wieder sprach.

„Es ist so ein merkwürdiges Fließen in meinem Kopf. Manchmal denke ich, es gab im Lager nichts anderes als Flüssigkeiten. Der Regen floss vom Himmel, und die Erde floss unter meinen Füßen davon, die Suppe floss in meinen Bauch, die Latrinen flossen über, und überall floss das Blut.“

Da öffnete Anton seine kleinen braunen Augen weit, als sollte aus ihnen die ganze schreckliche Vergangenheit fließen.

„Wir waren zeitlos“, sagte er. „Die Zeit im Lager waren tausend Jahre für mich. Tausend Jahre ist alles geflossen, und es fließt immer weiter, bis in alle Ewigkeit.“

Dann öffnete er die Hand, und ich konnte es sehen: Die weiße Maus war eine Ratte, die den Arm hinauf bis zu seiner Schulter kroch. Der lange, rosafarbene Schwanz hing wie eine Kette um Antons Hals.

Wieder machte er eine Pause, in der er sich an den Hals

griff, an die Brust, an die Stirn. Und kaum schwieg er, fing das Zittern wieder an. Als wäre es seinen Beinen bereits nach wenigen Sekunden zu still, als könnten sie das Schweigen nicht länger ertragen.

Anton erzählte wieder, und seine Füße hörten auf zu trommeln. Sein Körper brauchte die Erinnerung, um still zu sein. Doch anders als Ulla wurde Anton nicht ungeduldig. Er streichelte die Ratte, lehnte seine Wange an ihren kleinen Körper. Er fragte nicht, wann ich das Medikament holen würde. Er fragte nicht, wann mit den ersten Veränderungen zu rechnen wäre. Er fragte überhaupt nichts, und ich dachte: Wer 73 Jahre lang gewartet hat, hat keine Eile.

Dafür erzählte Anton noch einmal seine Geschichte, und ich ließ ihn erzählen, obwohl die Zeit drängte.

Nach dem Appell wollte er zu dem Erschossenen hinlaufen und ihm die Mütze auf den blutenden Schädel legen. Doch er traute sich nicht. Und dann zogen ihn die anderen weiter, und er ließ es mit sich geschehen.

Von da an sah er nachts den Mann, von dem er nichts wusste. Bekleidet und unbekleidet, schlafend und wach, lebendig und tot. In manchen Träumen war der Mann genau in jenem Augenblick aufgewacht, als er ihm die Mütze rauben wollte, und der Mann fragte, ob er denn keine eigene Mütze habe, warum er mitten in der Nacht durch den Block schleiche. Heute sei sein Geburtstag, antwortete er jedes Mal und fragte den Unbekannten, ob er ihm vielleicht zum Geburtstag seine Mütze schenke. Nein, sagte der Unbekannte stets, ich kann dir leider nicht mein Leben schenken, aber frag doch mal den hier oder den da. „Diese Träume hören nicht auf“, sagte

Anton. „Ich dachte, es würde besser werden mit den Jahren, doch es wurde immer schlimmer. Diese Träume sind schlimmer als der Tod.“

Bis zum Ende des Krieges habe er die fremde Mütze unter dem Hemd und auch danach immer mit sich herumgetragen: in der Tasche, in der Jacke, unter dem Pullover, mehr als siebenzig Jahre lang.

Mit der Zeit wären alle Nähte der Mütze gerissen, der Stoff brüchig und dünn geworden. Anfangs nähte noch seine Frau den Stoff zusammen, doch seit sie davon-gelaufen war, versuchte er es selbst. Vor ein paar Jahren ist das Blut einmal so stark aus seiner Nase gelaufen, dass es durch den Pullover und durch das Hemd bis auf die Mütze getropft war. Er habe gar nicht erst versucht, es herauszuwaschen.

Anton nahm seine Mütze vom Kopf, und jetzt sah ich den braunen Fleck, er war am Hinterkopf und so groß wie eine Münze. Zwischen den Händen rieb er den verbliebenen Stoff, als wollte er alle Flecken aus ihm herausreiben.

„Es ist das falsche Blut“, sagte Anton.

Die Ratte hüpfte auf den Boden und rannte unter meinen Schreibtisch. Anton schaute ihr hinterher und hielt die Mütze fest umklammert.

Ich holte die Kapsel und legte sie neben das Wasserglas auf den Tisch. Dann beugte sich Anton über den Tisch und nahm die Kapsel in die Hand, die in einer der tiefen Hautfalten wie in einem warmen Bett verschwand.

Es war plötzlich ganz still. Kein Trommeln der Füße, kein Rauschen der hohen Tannen vor dem Haus, und auch aus dem Flur drang kein Laut herein.

Da öffnete Anton den Mund und zeigte seine großen, gelben Zähne. Grau war das Zahnfleisch, der Unterkiefer fast zahnlos. Es dauerte lange, bis er die Tablette schluckte, zweimal musste ich Wasser nachfüllen. Und während ich das tat, führte Anton sein Gesicht so dicht ans Glas heran, als könnte er darin die neue Vergangenheit sehen.

Wir hörten uns nicht das ganze Band an, das hätte über fünf Stunden gedauert, sondern nur die wesentlichen Minuten. Lange hatte ich damit zugebracht, das Material zu schneiden, den richtigen Moment zu finden. Ein bisschen davor, ein bisschen danach.

Anton hatte das Medikament genommen, und jetzt suchte er nach der Ratte.

„Glauben Sie, dass es wirken wird?“, fragte er, als das Tier wieder an seinem Bein hoch lief.

„Ich weiß es nicht“, sagte ich, obwohl ich das nicht hätte sagen dürfen. Doch es stimmte: Ich wusste es wirklich nicht.

Als wir uns verabschiedeten, zog mich Anton zu sich heran. Er flüsterte mir ins Ohr, dass er auf keinen Fall abbrechen möchte. Auf keinen Fall möchte er die Tage, die ihm noch bleiben würden, mit den alten Erinnerungen verbringen. Lieber wolle er tot sein, als bis zum letzten Atemzug von diesem einen Toten träumen zu müssen.

Sein Haus würde er dafür geben, sagte Anton. Sein Auto und sein ganzes Ersparnis würde er dafür geben. Seine Frau, wenn sie noch da wäre. Und ja, er würde sein Leben dafür geben, wenn er wenigstens einen Tag und eine Nacht –

„Ich wünsche mir Ruhe“, sagte Anton. Und er fragte mich, ob ich mir das vorstellen könnte. Nach 73 Jahren endlich Ruhe finden.

„Ja“, sagte ich, war mir aber nicht sicher, ob das die Wahrheit war.

Die Ratte saß wieder auf Antons Schulter, ihren Schwanz um den faltigen Hals gelegt. In gebeugter Haltung und leicht schwankend verließ er mein Büro, wie er es betreten hatte.

Im Flur fegte Wilhelm Bauer, und als Anton hinter der schweren Flügeltür verschwunden war, fragte ich den Hausmeister, ob er auch gern bei unserer Studie mitgemacht hätte.

„Auf gar keinen Fall“, sagte er und streckte den Rücken. Dann stellte er den Besen an die Wand, legte beide Hände auf die Brust und sagte: „Ich liebe meine Vergangenheit.“ Da konnte ich nicht anders, als ihm auf die Schulter zu klopfen. Zurück in meinem Büro, schlug ich die Akte von Malek Jamot auf.

Professor Marx

Vor ein paar Monaten war Professor Marx in mein Büro gekommen und wollte wissen, ob ich in der vorangehenden Nacht geträumt hätte.

„Sind Sie sich sicher, dass Sie nichts geträumt haben? Ein Traum ist schön, ein Traum macht frei. Auf einen Traum muss man aufpassen. Wer ein Trauma hat, muss noch mehr aufpassen. Wenn du ein Trauma hast, dann musst du es vergessen und zwar ganz schnell.“

Und dann erzählte er mir von dem neuen Medikament. Zuvor hatte er alle Fenster geschlossen, den Telefonhörer zur Seite gelegt und im Flur nachgesehen, ob jemand dort war. Sein weißes Haar umwehte den Kopf, die Augen waren unruhig, die Wangen eingefallen und grau.

Er habe etwas gefunden, sagte der Professor. Damit könnten wir die Welt retten. Damit würde aus einem Trauma ein neuer, schöner Traum. Bald könne jeder seine Geschichte neu schreiben, ein unbeschwertes Leben führen und selbst entscheiden, was er erinnern will und was nicht.

Dann berichtete er vom Erfolg des neuen Wirkstoffs bei seinen Mäusen. Erst gestern habe er ihnen das Medikament gespritzt, nur einen Tropfen, aber der reichte offenbar, einige fanden nicht den Weg ins Nest zurück, andere erkannten ihre Jungen nicht mehr. Und bei den restlichen Tieren wäre gar nichts passiert.

Ich sagte, es wäre schlecht, wenn man seine Jungen nicht mehr erkennt oder den Weg zurück nach Hause.

Der Professor winkte ab. Es wäre unsere Aufgabe, die Risiken zu minimieren. Wir hätten die Verantwortung. Deshalb wären wir Wissenschaftler. Deshalb bräuchten wir den entscheidenden Moment.

Den entscheidenden Moment?

Ja, den schlimmsten Moment. Den grausamsten. Jenen, der am tiefsten im Fleisch saß. Aber diesen zu finden, wäre schwierig. Alles läge dicht beieinander. Es gäbe keine Sicherheit. Wann könnte man sich im Leben schon sicher sein? Es werde eine klinische Studie geben.

Wann?

Bald.